



Foto Ullstein

Weltformat für alle Gipfel: Markus Krajewski zeigt, wie man in der Höhe seiner fixen Ideen zur Härte reift

Dieses atemberaubende Buch darf im Bücherfrühling 2006 nicht untergehen. Es trägt den kryptischen Titel „Restlosigkeit“ und beschreibt, so der Untertitel, „Weltprojekte um 1900“. Damals gab es eine ganze Reihe von Denkern, die die Welt als Ganzes in den Blick nahmen und sie von einem Punkt, von einer fixen Idee her standardisierten. Monismus ist das geflügelte Wort für diese Denkungsart, und der Chemiker Wilhelm Ostwald (1853 bis 1932), eine der zentralen Figuren im Werk des Autors Markus Krajewski, war in der Tat seit 1910 eine der führenden Figuren der Weltanschauungsgemeinschaft „Deutscher Monistenbund“, einer Gemeinschaft von Rauschebärden, der etwa auch der Darwin-Jünger Ernst Haeckel angehörte, Autor der berühmten Bibel für alle Denker in Uniform: „Die Welträtsel. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie“.

Sicher, man kann all diese Rauschebärte mit formen (einheitlichen Weltbegriffungsformaten (der Währung, der Spra-

che oder des Papiers) für nicht satisfaktionsfähig halten, also mit dem Dichter Christian Morgenstern gönnerhaft das Lob der Verstiegenheit singen („Jedem Tierchen sein Plaisierchen“) oder dasselbe Lob mit dem Dichter Botho Strauß noch eine Spur jüngerhafter anstimmen: „Einige aber müssen in der Höhe sich härter ausbilden“ (unsere Abbildung zeigt die ganze Härte einer Höhenlandschaft zum Verrennen und Versteigen).

Doch Markus Krajewski geht anders vor. Er legt die fixen Ideen von Wilhelm Ostwald & Co. nicht in den Schreibtischen zur Ruhe, in denen sie geboren wurden, sondern läßt sie in ihren bürokratisch-kafkaesken Zügen für uns Nachgeborene höchst intensiv lebendig werden. Mit dem Thema der weltbeglückenden bürokratischen Planungsphantasie hat sich Krajewski schon in zwei anderen Büchern befaßt. Hört man deren sprechende Titel, so wird ihr Charakter als Vorstudien zur „Restlosigkeit“ sofort klar. Der eine Titel heißt „Zettelwirtschaft. Die Geburt der

Karte aus dem Geiste der Bibliothek“ (2002), der andere „Projektmacher. Zur Produktion von Wissen in der Vorform des Scheiterns“ (2004). Zusammen mit dem vorliegenden Buch liegt jetzt also, wenn man so will, eine Trilogie des jeweils auf die Spitze getriebenen, weil als Weltanschauung betriebenen Begründungsdenkens vor. Es ist gewissermaßen richtiges Denken in Reinkultur – in Monokultur.

Halten wir den Atem an und hören Krajewskis Erzählung zu, hier etwa aus Kapitel 2.4.1. „Restlose Normierung der Gedanken“. Ostwalds Monismus war energetischer Natur, das heißt, kurz gesagt: Alles, wirklich alles drehte sich bei ihm um Energie und darum, sie zu sparen. Ja, man kann sagen: Wilhelm Ostwald lebte sein Leben als Energiesparprojekt und entwarf die Kultur der Welt als Energiesparprojekt. Als zentrales Werk dieser Lehre von der Einheit des Lebens, so erzählt Krajewski, erscheinen 1909 die „Energetischen Grundlagen der Kulturwissenschaft“, worin Ostwald die dringend zu be-

rücksichtigende Möglichkeit, „allerorten und zu jeder Gelegenheit Energie zu sparen, auf die ehernen Kategorien Raum und Zeit gleichermaßen anwendet wie auf die Sprache, das Recht, den Staat und ganz allgemein auf Lebewesen sowie soziale Vorgänge. Ausgehend von seinem Credo, daß man „wirklich alle Dinge dieser Welt energetisch ausdrücken kann“, schreibt Ostwald dabei der Wissenschaft die zentrale Rolle zu, die ganze Welt organisieren und mithin verbessern zu können.“ Das Projekt einer energetischen Buchhaltung der Welt drängt gleichsam aus eigener Energie ins Detail, zu der unvermeidlichen Folgefrage: „Wie kann eine energetische Buchhaltung in der Welt Ordnung schaffen, wenn die Bücher selbst bereits von ihrem Format her nicht in Ordnung sind?“ Sehr, sehr verkürzt gesagt: Das war die Geburtsstunde von DIN A4.

Ostwalds Gedanke, die Welt in all ihren Facetten im Formular zu bearbeiten, zeitig, nachdem er einmal in der Welt war, auch institutionelle Konsequenzen. Zwei

Ostwald-Schüler, Karl-Wilhelm Bührer und Adolf Saager, entwarfen „Die Brücke“, ein „Institut zur Organisation der geistigen Arbeit“, mit dem Ziel, Geistiges in materialisierter Form rubrizierbar zu machen. Vor allem Bührers Vorstellung, das normierte Papierblatt zur „Grundform aller Kultur“ zu erheben, greift Ostwald auf. Denn, so Krajewski, Bührers unwillkürlich willkürliche Festlegung der „Weltformat“-Abmessungen forderte den Energetiker dazu heraus, die „Organisation des Merktzettels“ und mit ihr die gesamte geistige Arbeit in gewohnter methodischer Gründlichkeit anzugehen.

Die Welt vom Zügel des Merktzettels aus zu reformieren, sie im Modus von Übereinstimmung und Abweichung zu protokollieren – für Ostwald eine bezirrende Projektidee: „Dies ist der Gedanke Bührers, welchen ich als neu und unabsehbar folgenreich empfand und der für mich eine unüberstehliche Ursache wurde, ihm alle Hilfe zu leisten, die ich ihm bringen konnte.“ Das Programm der „Brük-

ke“ (ihre Büroräume existierten von 1913 bis 1916, dann kam der Konkursverwalter) brachte das unberechenbare Dasein unter eine allumfassende Verwaltungsvorstellung, unter das Phantasma eines durchadressierten, überschaubaren und uneingeschränkt erreichbaren Datenraums. Eine Epistemologie des Randständigen, die nichts dem Zufall überläßt. Die Organisation von Totalität versprach eine unbegrenzte Anschlußfähigkeit, stiftete Zusammenhänge auch des Entlegenen. Der entscheidende Kunstgriff der „Brücke“ bestand laut Markus Krajewski darin, Restlosigkeit nicht auf die Verwaltungswissenschaft zu begrenzen, sondern als Lebensform zu etablieren. In der Höhe hart erdacht, schien die „Brücke“ für einen historischen Augenblick lang eine faszinierende Form von „Simplify your life“ zu sein. CHRISTIAN GEYER

Markus Krajewski: „Restlosigkeit“. Weltprojekte um 1900. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2006. 366 S., br., 17,95 €.

Kein Zuckerschlecken in den dichten Wäldern

Akadien in Amerika: Eine umfangreiche Geschichte der frankophonen Kolonie zeigt Flagge

„This is the forest primeval. The murmuring pines and the hemlocks, / Bearded with moss, and in garments green, indistinct in the twilight, / Stand like Druids of old, with voices sad and prophetic, / Stand like harpers hoar, with beards that rest on their bosoms“, und so rollt das fort und fort in Longfellows „Evangeline“ von 1847, so zwingend und mächtig, daß man es laut lesen möchte und sich die hohe Zeit der Versepike zurückwünscht.

„A tale of Acadie“ ist das Werk überschieden, und das hat mehr mit dem antiken Sehnsuchtsland zu tun, als das herausgefallene „r“ vermuten läßt: „Arcadia“ taufte der Italiener Giovanni da Verrattano die Nordostküste Amerikas im sechzehnten Jahrhundert, als er die Region für die französische Krone erkundete. In der Folge wechselten halberzige Kolonisationsversuche mit Störfeuer aus dem Mutterland, und als sich dann tatsächlich neben der frankophonen nordamerikanischen Kolonie um Québec die historisch ältere im Gebiet der heutigen Regionen Nova Scotia, New Brunswick und Prince Edward Island behauptet, ist das der Zähigkeit der Kolonisten ebenso geschuldet wie den unlegbaren Reizen des Landes, dessen zwar rauhe Winter mehr als eine Siedlung entvölkerten, dessen gesegnete Sommer aber die Überlebenden bestärkten, es doch noch ein weiteres Jahr zu versuchen.

„This is the forest primeval“, hebt Longfellows zweite Strophe wieder an, „but where are the hearts that beneath it / Leaped like the roe, when he hears in the woodland the voice of the huntsman? / Where is the thatch-roofed village, the home of Acadian farmers?“ Die Antwort ist 1400 Verszeilen lang und trägt eine Heldin im Titel, deren Schicksal ersichtlich das ihres Volkes symbolisieren soll. Denn der mächtige Wald der Vorzeit, der jetzt so menschenleer daliege (tatsächlich aber zu Longfellows Zeit durchaus schon wieder oder immer noch bevölkert war), wurde 1755 zum Schauplatz einer gewaltigen Deportation der Siedler durch die Briten, die das zwischen England und Frankreich umstrittene Gebiet im achtzehnten Jahrhundert in Besitz genommen hatten.

Viele Akadier starben, andere wurden in die Alte Welt oder nach Neuengland gebracht, wieder andere zogen ins französischsprachige Louisiana, wo sie immerhin die spezifische Küche und Musik der Cajuns entwickelten; einige schlugen sich zu den freundlichen Micmac-Indianern in die Wälder der Heimat und warteten ab, bis der britische Druck nachließ. Und eine letzte Gruppe der Deportierten machte sich auf den langen Marsch nach Hause – Antoinette Maillets goncourtpreiskrönter Roman „Pélagie-la-Charrette“ von 1979 erzählt diese Geschichte und versteht auch sie mit einem düsteren Ende.

Immerhin gab es seitens der Akadier schon früh Bemühungen, die unter- und vielfach abgebrochene Tradition der frankophonen Kolonie wieder aufzunehmen.

Wer heute die Westküste Nova Scotias bereist, wird an den historischen Siedlungsstellen die akadische Flagge gefibt finden, während die Mehrheit der Provinz längst englisch spricht und sich auch das Verhältnis zu den übrigen frankophonen Kanadiern nicht immer einfach gestaltet. So findet sich etwa in Klaus-Dieter Ertlers „Kleiner Geschichte des franko-kanadischen Romans“ (Narr Verlag, Tübingen) gerade mal ein kurzer Abschnitt zur akadischen Literatur.

Abhilfe schafft mittlerweile ein gut tausend Seiten starker Band, der im vergangenen Jahr erschienen ist, während man in Nova Scotia das vierhundertjährige Beste-

hen sprachlichen Differenzen zwischen dem am Atlantik gesprochenen Französisch und dem der kanadischen Inlandprovinzen, weil er überdies, als wäre all das noch nicht genug, in seinen Deckelklappen eine prallvolle CD-Rom mit weiterem Material und eine DVD mit einer filmischen Dokumentation zu Exilakadiern bietet, scheint sich hier ein Wille zur Vollständigkeit auszutoben, wie er selten geworden ist. Schon weil eine solche prächtige Realisierung die meisten Verlage oder Mäzene überfordert.

Vor allem aber spricht der Band auf jeder Seite von einem kleinen Volk, das sich partout nicht ewig als Opfer sehen möchte



Foto Laif

An der Westküste von Nova Scotia weht heute noch an historischen Siedlungsstellen die akadische Flagge. Sie erinnert an den Kampf der Briten gegen die Franzosen. Die Dame im Fenster nebenan sieht so aus, wie die Damen im Fenster damals ausgesehen haben – damals, als die Indianer in den Wäldern das einsame Leben vorlebten.

hen der Kolonie feierte und sich der großen Vertreibung vor 250 Jahren erinnerte. In diesem Gemeinschaftswerk sticht Ingo Kolbooms ausführliche Darstellung der akadischen Geschichte heraus, die das Geschehen in der Neuen Welt überaus nachvollziehbar an die Verhältnisse in der Alten knüpft und höchstens seine Sympathie für die versprengten Akadier etwas allzu deutlich macht. Roberto Mann entwirft auf wenigen Seiten eine kurze Geschichte der akadischen Literatur; gut den zehnfachen Umfang macht dann eine kommentierte Anthologie zu diesem Thema aus, die freilich manches Verzichtbare enthält.

Und weil der Band es nicht dabei beläßt, weil er sich dem akadischen Film ebenso widmet wie den sehr aufschlußrei-

und das die Zeit nach der Katastrophe von 1755 mindestens so betont wie jene. Die Hoffnung auf ein Fortleben der Tradition jedenfalls findet sich schon in Longfellows Epos, ganz am Ende: „Still stands the forest primeval; but under the shade of its branches / Dwells another race, with other customs and language. Only along the shore of the mournful and misty Atlantic / Linger a few Acadian peasants, whose fathers from exile / Wandered back to their native land to die in its bosom.“ TILMAN SPRECKELSEN

Ingo Kolboom, Roberto Mann (Hrsg.): „Akadien: Ein französischer Traum in Amerika“. Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren, Heidelberg 2005. 1014 S., geb., 1 CD, 1 DVD, 58,- €.

Reden wir doch einmal über unsere Zukunft

Christian Jostmann untersucht Papsttum und Prophetie im dreizehnten Jahrhundert

Als der Franziskanermönch Salimbene von Parma in den 1280er Jahren die Chronik seiner Zeit schrieb, setzte er sich auch mit dem eigenen Leben auseinander. Mitte des Jahrhunderts hatte er im Dienst des Papsttums gestanden und in Kaiser Friedrich II. geradezu die Verkörperung des Antichrist gesehen. Diesen Glauben hatte der Tod des Staufers am 13. Dezember 1250 erschüttert, denn obwohl Friedrich „bereits viel Böses getan hatte, glaubte, erwartet und hoffte ich doch, daß er noch viel größeres Unheil anrichten werde“. Nur so wäre die prophezeite Endzeit tatsächlich nahe gewesen.

Salimbene teilte seine eschatologische Gestimmtheit mit den „Joachiten“, die den Lehren des Abtes Joachim von Fiore anhängen und ein drittes Zeitalter der drei göttlichen Personen, das des Heiligen Geistes, erwarteten. In diesen Kreisen entstanden mehr als anderswo mündliche Botschaften und verschriftlichte Erzählungen von der Zukunft. Unter den Texten der Weissagung beschäftigte sich Salimbene wieder und wieder mit der erithäischen Sibille, in der über den Tod des deutschen und sizilischen Herrschers in verschlüsselter Form zu lesen stand, Friedrich als dem „Adler“ werde „eine fünfte, gallikanische Henne“ – eine fünfte Ehefrau französischer Herkunft – gegeben; diese werde „seine Augen schließen, wobei bloß einer von seinen Jungen und von den Jungen der Jungen überleben wird; sein Tod wird verborgen und unerkannt sein, und es wird im Volk erschallen: Er lebt, er lebt nicht.“

Täuschung über Friedrich

Der Chronist nahm mehrere Anläufe, um die rätselhafte Voraussage und ihre Verbreitung mit der selbst erlebten Geschichte zu verarbeiten. Rational mutet die Erklärung an, Friedrichs Sohn Manfred habe den Tod verheimlicht, um selbst in der Herrschaft von Sizilien und Apulien nachzufolgen, bevor sie ihm sein Bruder Konrad aus Deutschland streitig machen konnte: „Deshalb glaubten viele, er (Friedrich) sei nicht tot, obwohl er tatsächlich gestorben war; und so wurde das Vatizinium der Sibille erfüllt, die gesagt hat: Es wird unter den Völkern der Ruf gehen: Er lebt, und er lebt nicht.“ An anderer Stelle berichtet Salimbene, nach Friedrichs Tod habe man einen Eremiten aufgespürt, der dem Kaiser in allem Äußeren glich und über die Belange des Kaiserreichs und des sizilischen Königreichs bestens im Bilde war. Barone aus Unteritalien hätten ihn als den Kaiser ausgegeben und überredet, ins Regnum einzuziehen, was dieser, geblendet durch Reichtum und Ehrbezeugungen, gerne tat. Manfred aber habe den falschen Friedrich hinrichten lassen.

Über diese Geschichte kam Salimbene ins Grübeln, nicht so sehr, was den Mißerfolg von Manfreds Heimlichkeit angeht, als über die Reichweite der sibyllischen Weissagung. Offenbar war die „Täuschung über Friedrich“ erst durch die enigmatische Prophezeiung vom lebend-nicht-le-

benden Kaiser möglich geworden. „Ich selbst aber“, fügte er an, „hätte viele Tage lang nicht glauben können, daß er tot sei, wenn ich nicht mit meinen Ohren aus dem Munde Papst Innozenz IV. etwas gehört hätte, als dieser bei seiner Rückkehr aus Lyon vor dem ganzen Volk von Ferrara predigte (Oktober 1251). Ich war dabei und ganz in seiner Nähe, als er sagte: ‚Jener frühere Herr Kaiser, unser Gegner, der Feind der Kirche und Gottes selbst, hat seinen letzten Tag beendet, wie Uns mit aller Sicherheit berichtet worden ist.‘“ Er, Salimbene, sei darüber erschrocken, habe aber die Widerlegung der Antichrist-Prophezie akzeptiert.

Wenn in dieser Geschichte auch Innozenz IV. wie ein Aufklärer erscheint, heißt das nicht, daß an der Kurie Weissagungen generell verworfen wurden. Obschon Voraussagen als Anmaßungen von Gottes Allwissenheit erscheinen und ihre Verbreiter in die Nähe der Ketzerei rücken konnten, war der Hof der Päpste für Prophetien empfänglich. Berühmt unter Alexander IV. war der „weiße Kardinal“ Johannes von Toledo als „großer Astrologe und Meister der Nekromantie“. Einen Sieg des Staufers Manfred über die päpstliche Partei 1260 in Florenz kommentierte er, wer den Ausgang des Krieges konnte, würde auf seiten der Ghibellinen trotzdem keine große Freude an den Tag legen. Theologisch korrekt und „weil es ihm seiner Würde unangemessen schien, über die Zukunft zu reden“, weigerte er sich, seine Vision näher zu offenbaren. Die Kardinals-kollegen drangen vergeblich auf ihn ein, bis ihm der Papst den Befehl zu reden gab. „Die Besiegten werden siegreich siegen und in Ewigkeit nicht besiegt werden“, lautete seine Sentenz – nun glaubte man zu wissen, daß Florenz bald den Päpstlichen gehören werde.

In diesem Milieu soll die „Sibilla Erithea Babilonica“ entstanden sein, von deren Weissagungen sich im Hinblick auf den Tod Friedrichs II. auch der Mönch Salimbene hatte beeindruckt lassen. Das ist das Ergebnis einer Studie über den lange bekannten Text, mit der Christian Jostmann an der Universität Bielefeld promoviert wurde. Jostmann hält für möglich, daß auf den Kardinal Johannes von Toledo selbst die Urfassung des Textes zurückgeht, der in zwei Redaktionen und siebzehn bekannten Handschriften vorliegt. Der Autor der Sibille, wie alle Späteren, die an den Vorhersagen weiterschrieben, mußte sich verborgen und seine Sätze verrätseln, aus Angst vor dem Vorwurf des Teufelsbundes oder vor dem Hohn, der falschen Propheten drohte. Die kürzere Version soll um 1241 entstanden sein und stellte nach Jostmann eine Reaktion auf das Bündnis zwischen Friedrich und dem griechischen Kaiser Johannes III. dar, von dem man in Rom die Beseitigung des lateinischen Kaiserreichs von Konstantinopel befürchtete; neben Friedrich II. und den Griechen wandte sich die Sibille Erithea offenkundig noch gegen andere Feinde des Papsttums, den Islam, die Ketzer und

die widerspenstigen Bewohner der Stadt Rom. Die längere Fassung mit gleichen Tendenzen war vor Jostmann auf Frühjahr 1249 datiert worden.

Man fragt sich, weshalb Weissagungen der Zukunft, welche die Wirklichkeit widerlegte, so oft abgeschrieben, von prominenten Autoren und Wissenschaftlern beachtet – und im Falle der Sibilla Erithea – noch von den Humanisten studiert wurden. Obschon Friedrichs Nachleben – in Person oder durch seine Dynastie – nach 1250 zunächst zweifelhaft sein mochte, dürfte doch bekannt gewesen sein, daß er – entgegen der sibyllischen Behauptung – keine fünfte Ehefrau hatte, die ihm die Augen schließen konnte, und daß ihm nicht nur ein Nachkomme überlebte, sondern er mindestens fünf Söhne hinterließ. Jostmanns Antwort ist plausibel: Texte dieser Art waren vieldeutig und wurden nur selektiv benutzt, wer wollte, konnte immer wieder Neues über die Zukunft erfahren. Deshalb waren die Joachiten die ersten, die die Sibilla Erithea weiter verbreiteten.

Endzeitlich gestimmte Leser

Die Dissertation ist in der Schriftenreihe der Monumenta Germaniae Historica erschienen und bietet eine Neuedition der kürzeren Fassung auf der Grundlage aufwendiger Handschriftenstudien und Rezensionen. Mit reichen Kenntnissen der griechischen und lateinischen Überlieferung sei der Spätantike vermag der Verfasser den Charakter, die Rezeption und den Gehalt des Textes in seinen Bildern, Anspielungen und Motiven zu entschlüsseln. Oft aber bleibt es bei Annäherungen an ein Ergebnis, und wer die positivistische Textkritik und Faktenerhebung bisher als Domäne der MGH kannte und schätzte, erfährt nun, daß eine aufgeschlossene Zentralredaktion auch dem Wissenschaftsstil der Möglichkeitserörterung in eleganter Sprache Raum zur Entfaltung läßt.

Manchmal läßt sich Jostmann vom Genuß der eigenen Kombinationskraft bei der Sondierung des Forschungsfeldes überwinden. So hält er im Schlusssatz seines Buches für möglich, daß kuriale Verfasser Texte wie die Sibilla Erithea – im Unterschied zu ihren endzeitlich gestimmten Lesern – selbst nicht sehr ernst genommen haben. Man frage sich, ob für sie die Prophezie „nicht auch Züge eines intellektuellen und literarischen Spiels“ getragen habe. Hier dürfte der gescheite Verfasser den eigenen intellektuellen Habitus mit der Mentalität mittelalterlicher Autoren verwechseln haben, denen nichts so sehr Angst machte wie die Zukunft mit ihrer Ungewißheit über das Ende und das Urteil des letzten Richters. MICHAEL BORGOLTE

Christian Jostmann: „Sibilla Erithea Babilonica“. Papsttum und Prophetie im 13. Jahrhundert. Monumenta Germaniae Historica, Schriften, Band 54. Hahnsche Buchhandlung, Hannover 2006. XVII, 549 S., geb., 60,- €.